

Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft

Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt

Band: - (2011)

Heft: 6: Schwerpunkt : Oberrheinische Impressionen

Artikel: Siehsch dört vorne s Röttler Schloss - verfalleni Mure? : Die Herren von Rötteln

Autor: Währen, Sabine

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-842901>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Siehsch dört vorne s Röttler Schloss – verfalleni Mure?

Die Herren von Rötteln

[sw.] Welches Fürstenhaus residierte über Jahrhunderte nicht nur in Basel, sondern regierte sein Fürstentum in Krisenzeiten gelegentlich von Basel aus? Es sind die badischen Markgrafen. Markgräflerland, Markgräflerwein, Markgräflerreben und Leute aus der Markgrafschaft – sie gehörten in früheren Epochen enger und intimer zu Basel, als es die Zeit seit den beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts vermuten lässt.

Wer kennt sie nicht: die Burg Rötteln, die in Johann Peter Hebels alemannischem Gedicht «Die Vergänglichkeit» die Kulisse bildet, vor welcher der Grossvater seinem Enkel über den Lauf alles Irdischen erzählt, sie, die im Volksmund Röttler Schloss heisst und oberhalb des Lörracher Stadtteils Haagen thront? Dass sich ihr Name von Raudinleim, rotem Lehm, herleitet, dürfte allerdings schon weit weniger bekannt sein. Ursprünglich war sie ein Lehen der Abtei Murbach im Elsass an den Grafen von Habsburg, der sie wiederum als Unterlehen an die Herren von Rötteln weitergegeben hatte. Sie, Herren von Rötteln, werden erstmals 1102 in einer Urkunde des noch jungen Klosters St. Alban erwähnt. Bischof Burkhard von Basel setzte Dietrich von Rötteln als Schirmvogt über die rechtsrheinischen Besitzungen des Klosters ein, einer seiner Söhne wurde Kapitular von Konstanz und Basel, einer Bischof von Basel und ein dritter Stadtgründer von Schopfheim. Ende des 13. Jahrhunderts jedoch geriet die einflussreiche Familie in grosse finanzielle Schwierigkeiten, sodass sie ihre Machtansprüche nach und nach abtreten mussten. Zu allem Ungemach kam hinzu, dass es nicht gelang, einen männlichen Nachkommen in die Welt zu setzen, sodass ihre direkte Linie 1316 mit Luithold von Rötteln ausstarb. Die Burg selber ging durch die Heirat von Luitholds Nichte Agnes in den Besitz der Herren von Hachberg-Sausenberg über, die ihre Stammburg bei Kandern hatten.

Rötteln nahe bei Basel war für die neue Herrschaft ein attraktiverer Standort als Kandern. So zügelten sie ihre Verwaltung dorthin und liessen sich auf der Sausenburg durch Vögte vertreten. In einem Konflikt mit den Bürgern von Basel wurde Rötteln belagert, weil der damalige Markgraf oder sein Bruder, so genau weiss man das nicht, den Bürgermeister von Basel im Streit erstochen hatte. Schliesslich gelang es dem Adel von Stadt und Land, die Streitigkeiten zu bereinigen und Basel zu bewegen, seine

Truppen vor den Toren der Burg abzuziehen. Obwohl sich die Markgrafen vor allem durch eine geschickte Heiratspolitik grosse Ländereien anzueignen vermochten, gelang es ihnen nicht, ihre Besitztümer wirklich zusammenzuhalten. Einer von ihnen, Markgraf Wilhelm, hatte sich derart verschuldet, dass sich seine Frau von ihm scheiden liess und er 1441 zugunsten seiner noch unmündigen Söhne auf die Herrschaft verzichten musste. Vormund und Regent wurde deren Onkel, Graf Johann von Freiburg-Neuenburg, weshalb die Residenz ins schweizerische Neuchâtel verlegt wurde. Für die Burg Rötteln begann ein neuer Abschnitt: Sie wurde zum Verwaltungszentrum mit Landvögten als Regenten. Als 1503 Markgraf Philipp ohne Erben starb, fielen Burg und Herrschaft Rötteln, zusammen mit Sausenberg und Badenweiler, an den Markgrafen Christoph I. von Baden.

In den Wirren des Dreissigjährigen Kriegs wurde die Burg schwer beschädigt, 30 Jahre später kam es zur Belagerung und Verwüstung durch die französische Armee. Die letzte Etappe der Zerstörung erfolgte im Pfälzischen Erbfolgekrieg wiederum durch französische Truppen. In den folgenden Jahrzehnten benutzten die Bewohner der umliegenden Dörfer die verlassene Burg als Steinbruch, denn sie lieferte bestens zugehauene Quader.

Immer und immer wieder hetzten die Mächtigen Europas ihre Soldaten im süddeutschen Raum aufeinander, liessen Dörfer plündern und Vorratskammern von Bauern leer räumen. Sie besetzten Städte, brandschatzten und brachten so letzten Endes nichts als Not und Elend über die Bevölkerung. Derweil zogen sich die badischen Markgrafen häufig in ihre sicheren Residenzen zurück, zum Beispiel nach Basel in den markgräflichen Hof in der Neuen Vorstadt, in der heutigen Hebelstrasse, dort, wo heute das Blutspendezentrum eingerichtet ist.

Die Markgrafen und Basel

Für die Markgrafen Hachberg-Sausenberg war Basel seit jeher «die Stadt», ein selbstverständliches Zentrum, mit dem man sich politisch, wirtschaftlich und auch familiär möglichst gut zu vernetzen suchte. Das begann bereits früh: So verheiratete sich die Tochter Clara von Walter III. von Klingen, dem Gründer des Klingentalklosters, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit einem Markgrafen. Ihr Grab im



Markgräflerhof

Klingental kennen wir übrigens noch aus Zeichnungen von Emanuel Büchel. In den Jahren 1376 und 1379 kaufte ein Markgraf, wahrscheinlich Rudolf III., verheiratet mit der Erbtochter der Herrschaft von Rötteln, in der heutigen Augustinergasse zwei Häuser. Für ihn waren diese Liegenschaften weit mehr als nur eine nette Stadtresidenz, in die man aus dem eintönigen «Burgleben» fliehen konnte. Hier sassen noch im 15. Jahrhundert die Richter des Markgrafen, um Klagen zu beurteilen, welche die Stadtbürger gegen Markgräfler vorbrachten. Sebastian Brant, ebenfalls ein Bewohner dieser Gasse, hatte zeitweise das Amt inne. 1522 verkaufte Markgraf Ernst die beiden Liegenschaften an die Artistenfakultät der Universität.

Der zweite Markgräflerhof in Basel geht auf den Markgrafen Friedrich V. zurück, der 1639 die heutigen Liegenschaften Rheinsprung 24 und Martinsgasse 9-15 von den Edlen von Hagenbach erwarb. Bereits einige Jahre später verkaufte er sie weiter an die Handelsleute Hans Georg und Peter Ochs. Inzwischen hatten nämlich die Basler Pläne des Markgrafen eine andere, wesentlich grösitere Dimension angenommen. Der Dreissigjährige Krieg und die Einverleibung des Elsasses in Frankreich mochten es Friedrich ratsam erscheinen lassen, in Basel über Liegenschaften zu verfügen, die in Notzeiten geeignet waren, nicht nur die Familie, sondern auch einen Teil der Verwaltung aufzunehmen. 1648 kaufte er in der Neuen Vorstadt, der heutigen Hebelstrasse, den Bärenfelser- und den Eptingerhof. Sein Sohn Friedrich Magnus erweiterte den Besitz durch den Kauf

des Brandtmüllerhofes. Damit zählten die Markgräfen zu den grössten Grundbesitzern im Geviert Neue Vorstadt – Petersgraben – Lottergasse (der heutigen Spitalstrasse). Sie verfügten über ausgedehnte Gärten, wahrscheinlich mit Reben. Wer weiss, vielleicht gab es zu jenen Zeiten sogar einen linksrheinischen Basler Markgräflerwein?

Weise Voraussicht möchte man sagen, denn tatsächlich musste der Markgraf samt Frau und Kinder vor dem französischen Militär in die neu erworbenen Liegenschaften fliehen. Kurz bevor er nach dem Frieden von Rijswijk ganz offiziell aus dem Basler Exil wieder in seine badischen Länder zurückkehren wollte, brannten in der Nacht vom 23. auf den 24. Februar 1698 seine Häuser nieder und er musste – so die Chronik – im Nachthemd ins benachbarte Petersstift flüchten. Sein Sohn wollte umgehend mit dem Wiederaufbau beginnen. Anstelle der alten Höfe sollte allerdings ein eigentlicher Schlossbau entstehen. Es waren Hüninger Fachleute (der Bau der Festung Hüningen hatte ein erhebliches bau-technisches Know-how in die Gegend gebracht) die mit den ersten Arbeiten beauftragt wurden. Der Markgraf drückte aufs Tempo. Anfang 1705 bezog er das Palais. Seine Freude über den neuen Besitz war allerdings von kurzer Dauer. Bereits nach vier Jahren starb er. Sein Nachfolger Karl Wilhelm war oft und gern in Basel. Er nutzte den Palast für seine höchst persönlichen Vergnügungen und schmückte ganze Zimmer und Korridore mit Bildern von nackten Damen. Immer wieder brachte er «Kutschen voll Weibervolk mit sich, welches sich sehr skandalös

benahm». Die Markgräfin Magdalena Wilhelmine machte gute Miene zum bösen Spiel und liess gegen aussen, wie es von ihr erwartet wurde, nur Gutes über ihren Mann verlauten. Aber, so klagte sie ihrer Schwägerin, wenn sie an die Lebensführung des Gatten im benachbarten Basel denke, dann ziehe sich ihr Herz zusammen und sie könne nicht anders, als heftige Worte verwenden. Da ihre Schwiegertochter gemütskrank und ihr Sohn, der markgräfliche Erbprinz Friedrich, schon 1732 gestorben war, übernahm sie selber die Erziehung des 1728 geborenen Enkels Karl Friedrich, aus dem sie bis zu seiner Volljährigkeit einen an Kopf und Herz christlich gebildeten und in seinen Sitten verantwortungsvollen Menschen machen wollte. Nach dem Tod seines Grossvaters übernachtete auch Karl ab und zu in Basel, die skandalösen Bilder allerdings bekam er nie zu sehen, denn seine Grossmutter beauftragte den Hausverwalter, die anrüchigen Porträts abzuhängen.

Der Aufschwung

Das badische Herrschaftsgebiet lag zu Beginn des 18. Jahrhunderts buchstäblich am Boden, was die beiden damaligen Markgrafen – jenen von Baden-Baden genauso wie jenen von Baden-Durlach – vor grosse Herausforderungen stellte. Dabei tat sich Karl Wilhelm, eben jener, der sich in Basel «austoben» musste, besonders hervor. Innerhalb kurzer Zeit baute er die weitgehend zerstörte Markgrafschaft wieder auf.

Es ist schon so: Wir stellen uns heute vor, dass die Landwirtschaft so etwas wie die ursprüngliche Beschäftigung der Menschheit gewesen sei, und dass das, was wir mit Erfindungen bezeichnen, auf dem Gebiet der Technik, der Wissenschaften, des Gewerbes und der Industrialisierung liege. Hier regiert die Innovation, hier herrscht Fortschritt, daneben aber pflügt der Bauer seine Felder wie eh und je, kümmert sich um das liebe Vieh und fährt die Ernte ein.



Wiesental zu Zeiten
Karl Friedrichs

Die Wirklichkeit ist und war anders. Das 18. Jahrhundert war auch das Jahrhundert der Entwicklung der Landwirtschaft. Am Oberrhein wurde sie vom Markgrafen Karl Friedrich vorangetrieben, ja von jenem, der von seiner Grossmutter erzogen worden war und der ganze 65 Jahre lang bis zu seinem Tod regierte. Kapital fehlte in der Markgrafschaft anfänglich überall; noch 1739 lag der Zinsfuss für entliehenes Geld bei 32 Prozent. Wo Bauern überlebt hatten, arbeiteten sie noch immer nach dem mittelalterlichen Prinzip der Dreifelderwirtschaft. Viel mehr als Holz und Holzkohle, etwas Hanf, Wein, Getreide und Kirschwasser wurde nicht produziert. Wie anderswo galt wohl auch hier das Sprichwort: «Was der Bauer nicht kennt, frisst er nicht», sodass sich Markgraf Karl Friedrich immer wieder neue Wege einfallen lassen musste, um die Bauern zum Umdenken zu bewegen. Samen und Stecklinge gab er gratis ab. Für die Kartoffeln, von denen viele noch nichts wissen wollten, beschaffte er sich möglichst viel versprechendes Saatgut. Er führte den Tabak ein, die Runkel- und Stoppelrübe, Krapp für die rote Farbstoffgewinnung und Raps für Öl. Die ersten Erfolge seiner Bemühungen wurden um 1760 sichtbar: Mehr und mehr machten auch die Bauern mit. Junge Badener wurden zur Erweiterung ihrer Kenntnisse der Pferdezucht nach England geschickt, Rebleute holten sich neue Erfahrungen im Burgund und in der Champagne. Aus Spanien liess der Markgraf Schafe kommen, die eine bessere Wolle gaben. Die Bienenzucht wurde verfeinert, die Kalender, an denen Johann Peter Hebel mitarbeitete, gaben fachliche Ratschläge an jeden Haushalt weiter.

Markgraf Karl Friedrich hatte in seiner 65-jährigen Regentschaft viel erreicht – Zeit sich in Basel dem lustigen Leben zu widmen, wollte oder konnte er sich nicht nehmen. Vier Jahre vor seinem Tod, inmitten der napoleonischen Kriege verkaufte er 1807 den Markgräflerhof für wenig Geld an die Stadt Basel. 1832 regte Professor Carl Gustav Jung an, ein neues Krankenhaus zu errichten. Zwei Jahre später trat die Basler Regierung den Markgräflerhof ans Spital ab. Man war der Meinung, das Gebäude an der Hebelstrasse eigne sich bestens für die Pflege und Betreuung der Kranken. Kam hinzu, dass damit das städtische Budget weniger belastet würde als mit einem Neubau. Wenn das heutige Universitätsspital seine Patienten, Schwestern, Pfleger und Ärzte mit einem schönen Garten verwöhnen kann, so ist das eigentlich der Grosszügigkeit des badischen

Markgrafen zu danken. Ob im Markgräflerhof, in dem heute das Blutspendezentrum untergebracht ist, nach wie vor in Neumondnächten der «Weisse Tod» sein Unwesen treibt, der, so wird erzählt, mit bleichem Antlitz durch die Fenster starre, das zu überprüfen, überlassen wir den unerschrockenen Mitarbeitenden, die nächtliche Überstunden leisten.

Und was geschah mit der Burg Rötteln? Der badi-sche Schwarzwaldverein begann sich bereits 1884 um die Ruine zu kümmern und erste, notfallmässige Massnahmen zu ergreifen, um dem drohenden Zerfall Einhalt zu gebieten. Diese Aufgabe wurde später vom Verein Röttelnbund in Lörrach übernom-men. Die Ruine ist heute ganzjährig geöffnet und das interessierte Publikum kann sich nach vorheriger Absprache durch die Burg führen lassen. In der ehemaligen Landschreiberei ist ein kleines Museum eingerichtet und in der Festungsanlage befindet sich eine Burgschenke. Heute zieht Burg Rötteln jährlich tausende von Besuchern an. Für besondere Romantik sorgt der vom Standesamt Lörrach eingerichtete Trausaal in der Knechtstube. Aber wie im ehemaligen Markgräflerhof, so ist es auch auf Rötteln nicht geheuer. Zu hoffen ist, dass die «Weisse Frau» dem Brautpaar nicht den Sinn für Romantik völlig vergällt. Laut einer Legende soll in alten Zei-ten eine Dame die Bauern, die in Frondienst das Schloss erbauen mussten, bei ihrer schweren Arbeit zu immer mehr Eile angetrieben haben. Die aber wa-ten so erbost über die Peinigerin, dass sie sie ver-wünschten. Seit ihrem Tod soll sie nun als weisse Frau herumgeistern und Vorbeifahrende herbeizulocken versuchen. In der Nacht kann man sie seufzen hören oder auf der Zugbrücke beim Spinnen beobachten.

Quellen

- Diverse Artikel aus dem Archiv der Basler Zeitung.
- Kohle Armin, Kleine Geschichte der Markgrafschaft Baden, G. Braun Buchverlag, Karlsruhe 2007.
- Ryser Philipp, Der Markgraf und sein Dichter, aus: Dreiland – Porträt eines Lebensraumes, Reinhardt, Basel 2011.
- www.wikipedia.org
- www.geschichtsverein-markgräflerland.de
- www.schlösser-magazin.ch



*... Fast allmol, Ätti, wenn mer's Röttler Schloss
so vor den Auge stoht, se denki dra,
öb's üsem Hus echt au e mol so goht.
Stoht's denn nit dört, so schuderig, wie der Tod
im Basler Totetanz? Es gruset eim,
wie länger as me's bschaut. Und über Hus,
es sitzt so wie ne Chilchli uffem Berg,
und d'Fenster glitzeren, es isch e Staat.
Schwetz, Ätti, goht's ehm echterst au no so?
I mein emol, es chönn schier gar nit si.*

Aus: «Die Vergänglichkeit»,
Johann Peter Hebel, 1760–1826